



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Die neue philologische Epoche.- Heyne und F. A. Wolf.- Bekanntwerden mit Wolf.- Humboldt's Auffassung des Studiums des griechischen Alterthums.- Verhandlungen darüber mit Wolf.- Skizze über die ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Erster Abschnitt.

Alterthumsstudium.

Schon in die „Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit“ sahen wir Bilder von dem republikanischen Staatsleben der Alten sich einmischen. Jene Ideen waren gefärbt von dem Enthusiasmus für antike Lebens- und Geistesformen. Platon's Republik und Aristoteles' Politik, Citate aus anderen alten Schriftstellern erschienen neben denen aus Göthe und Kant, aus Rousseau und Mirabeau. Unmittelbar von dieser politischen Arbeit wandte sich Humboldt zur Beschäftigung mit dem Pindar. Ergriffen von dem Geiste des alten Dichters, brachte er eine Uebersetzung der zweiten olympischen Ode zu Papier. Er war voll Lust, mehrere solche Versuche zu machen. Schiller's Urtheil sollte entscheiden, und ohne Zweifel auf dieses Urtheil hin erfolgte die Veröffentlichung der Uebersetzung.¹⁾

Wenig zufrieden mit diesem Specimen seines ehemaligen Zuhörers war Heyne.²⁾ Nichts desto weniger irren wir schwerlich, wenn wir dieses Interesse für das Alterthum und das für den thebanischen Sänger insbesondere zum großen Theil auf die Rechnung eben dieses Mannes bringen, zu welchem Humboldt in Göttingen in noch anderem als einem bloßen Schülerverhältnisse gestanden hatte.

1) Berlin 1792. 8., jetzt G. W. II. 349 ff. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 89 ff.

2) Humboldt an Wolf. G. W. V. 11. Die ganze folgende Darstellung beruht auf den Briefen Humboldt's an Wolf, welche — unvollständig freilich und vielfach beschnitten — im V. Bande der G. W. mitgetheilt sind.

Heyne's war das Verdienst, diejenige Ansicht und Benutzung des Alterthums, welche durch Lessing und Winckelmann aufgestellt worden war, in die philologische Wissenschaft als solche einzuführen. Er zuerst setzte die Philologie in eine lebendigere Beziehung zur Aesthetik. Vom Universitätskatheder herab kam er den Bestrebungen jener philologisch geschulten Aesthetiker entgegen, und forderte in diesem Sinne die Errichtung einer besonderen Facultät für die Doppelwissenschaft der Philologie und der Aesthetik. Mit einer Beweglichkeit und einem Geschmack, wie sie unter deutschen Gelehrten nicht häufig waren, erhob er sich über den bisherigen philologischen Scholasticismus. Er hob die Grenzsperrre zwischen der alten und der modernen Zeit auf. Er verschmähte es nicht, die Literatur der Griechen und Römer mit der Literatur der neueren Sprachen in Beziehung und Vergleichung zu bringen. Er erläuterte den Homer und Virgil durch den Ariost und Tasso. Er vergaß über der griechischen und lateinischen Sprache der alten Dichter nicht, daß sie Dichter, und Dichter in einer ehemals lebenden Sprache gewesen. Er war unter den Philologen ein Belletrist und unter den Belletristen ein Philolog. Als Docent wie als Schriftsteller, in zahlreichen Ausgaben, Reden und Gelegenheitschriften trug er mehr als irgend ein Anderer vor ihm zur Ausbreitung und Popularisirung der humanistischen Studien bei. Er gab der Wissenschaft des Alterthums eine mehr moderne Politur; er humanisirte den Humanismus; er erleichterte und veranmuthigte in jeder Weise den Weg nach Hellas und Latium.

Wie fruchtbringend indeß diese Wendung der Philologie war, so mannigfachen Bedenken unterlag sie zugleich. Die überwiegende Aufmerksamkeit auf den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten konnte die Rücksicht mehr als billig zurückdrängen, die wir ihrem Buchstaben schuldig sind. Die Gefahr lag nahe, daß man die Kritik auf Kosten der Aesthetik vernachlässigte, daß man aufhörte, gründlich zu sein, um geistreich, populär und gefällig zu werden, und daß man sich von dem echten Geiste des Alterthums um so mehr entfernte, je mehr man ihn auszubreiten und dem modernen Verständniß zu nähern versuchte. Die deutsche Wissenschaft jedoch verstand es, diese Gefahren zu vermeiden. Während die von Heyne gegebenen Anregungen ihre wohlthätigen Wirkungen entfalteten, war es Friedrich August Wolf, welcher allen bedenklichen Consequenzen derselben zu-

vorkam. Dem Namen nach ein Schüler Heyne's, war er in Wahrheit nur in der Schule der Alten gebildet, verdankte er das Meiste den Anstrengungen seines eigenen Fleißes und den Eingebungen seines eigenen Genius. Er ging nicht hinter Heyne zurück. Auch ihm war das Alterthum keine bloße Antiquität. Auch er war beflissen, unser heutiges mit jenem altklassischen Geistesleben in lebendigem Wechselverkehr zu erhalten. Aber in aller Weise ging er über Heyne hinaus. Was dieser mit oberflächlichem Geschick gethan hatte, das that Er mit einem in die Tiefe gehenden Sinne. Auf das philologische Talent folgte ein philologisches Genie. Dem Geiste Lessing's und Winkelmann's war Heyne nur entgegen gekommen: in F. A. Wolf war Lessing und Winkelmann selbst wieder lebendig geworden. Für das Verständniß des Geistes und des Schönheitsgehaltes der Alten machte Wolf die gewissenhafteste Feststellung ihres Buchstabens wieder zur unerläßlichen Vorbedingung. Für die Vermittelung der alten und der neuen Geisteswelt forderte er die hingebendste Vertiefung in jene als allein haltbare Grundlage. Angerührt von dem Geiste sichtender Gewissenhaftigkeit, zu dem sich in Lessing und Kant die Verstandesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts zugespitzt hatte, war er zugleich der Lobredner und der Meister philologischer Kritik. Begabt mit demselben Sinn für die Auffassung des Wirklichen, aus welchem heraus die deutsche Dichtung einen neuen Aufschwung nahm, führte er die Philologie auf den Boden der Geschichte zurück. Es war etwas von dem in ihm, wodurch Kant, und etwas von dem, wodurch Göthe so groß war. Er selbst war so groß durch eine geistige Organisation, die gleichsam das umgekehrte Bild der Lessing'schen ist. Denn wenn sich in Lessing der virtuose Verstand zur Genialität steigerte, so manifestirte sich in Wolf die Genialität in der Form des Verstandes und des kritischen Urtheils. Kritische Sichtung und Feststellung und eingehendes historisches Verständniß ging bei ihm Hand in Hand. Die Alten interpretiren hieß ihm, sich einleben in ihr Zeitalter und ihre Individualität, und erst hieraus entsprang ihm die kritische Fähigkeit, das Alte in seiner ursprünglichen Gestalt und seiner originalen Richtigkeit darzustellen. Das congeniale Verständniß des Alterthums war die Basis, eine wahrhaft genialische Geistesanlage das Medium seiner kritischen Thätigkeit. Mit divinatorischem Instincte begann er: mit klaren Gründen und

mit haarscharfer Demonstration hörte er auf. Er faßte eben deshalb, so begabt und so verfahren, alle Einseitigkeiten, in die sich bisher die Philologie verirrt hatte, zusammen und wurde der Schöpfer der echten und wahren Philologie. Unverloren war die Berechtigung jener Heyne'schen Richtung, die in der Interpretation ihren Schwerpunkt hatte. Von Neuem gerechtfertigt war die Einseitigkeit der holländischen Gelehrten, jener durch Hemsterhuis und Ruhnken fixirte Begriff der Philologie als Kritik par excellence. Innerhalb der Schranken des Alterthums ward die philologische Wissenschaft sogar wieder in gewissem Sinne Polyhistorie, wie sie es nach älterer Fassung gewesen war. In der Weise der Theorie und der Wissenschaft kehrte sie endlich zu der Tendenz ihrer ersten Jugend, zu dem einst praktisch verfolgten Zwecke der Humanisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zurück: sich ganz zurückzuleben in Griechen- und Römerzeiten.

In dieser Umschwung der Philologie nun, wie er durch Wolf herbeigeführt wurde, war Wilhelm von Humboldt in mehr als Einer Weise bestimmt mit einzugreifen. In der der Selbstbildung gewidmeten Muse, in welcher wir ihn verlassen haben, sollte er Theil nehmen an den Studien und Arbeiten Wolf's. Seine ganze Individualität sollte ihn gleichsam zu einer lebendigen Darstellung und Verkörperung des neuen Geistes der Wolf'schen Philologie machen. Seine philosophische Gedankenrichtung endlich, in Verbindung mit dieser Individualität, sollte Wolf zum bestimmteren Aussprechen auch des wissenschaftlichen Begriffs seiner philologischen Tendenzen behülflich werden.

Wahrscheinlich schon im Jahre 1790, im Dacheröden'schen Hause, hatte Humboldt die Bekanntschaft des großen Philologen gemacht, welcher seit dem Jahre 1783 an der Universität Halle docirte. Erst ein Besuch jedoch, den ihm Humboldt im Sommer 1792 in Halle abstattete, begründete das Verhältniß zwischen Beiden, wie es bis zu Wolf's Tode im Wesentlichen fortbestand. Es war ein Besuch von nur wenig Stunden. Humboldt bekannte sich als einen Jünger derselben Studien, deren Meister er in Wolf begrüßte. Wolf, der ebendamals in lebendiger akademischer Vehrthätigkeit seinen höchsten Genuß fand, erblickte gern in Humboldt einen Schüler, der ihm ein Freund und Genosse zu werden versprach. Wie er sich aus den Studenten seines Hallischen Seminars seine Mitarbeiter heranzog, so mochte es ihm reizend erscheinen, auch über diesen Kreis

hinaus in ähnlicher Weise anregend wirken zu können. Ein Theil seiner Aufgabe bestand darin, die Philologie auch praktisch von den übrigen Wissenschaften zu emancipiren, und ihr aus dem Lager der Theologie und Jurisprudenz Proselyten zu gewinnen. Er fand in Humboldt einen unabhängigen Mann, der seine öffentliche Laufbahn unterbrochen hatte, entschlossen, seiner Selbstbildung zu leben und bereit, seine Muße mit philologischen Studien auszufüllen. Man kam auf Platon zu sprechen. Schon als Lehrer in Jlfeld hatte sich Wolf vielfach mit den Platonischen Dialogen beschäftigt, er trug sich mit dem Gedanken einer neuen kritischen und erklärenden Ausgabe einzelner dieser Dialoge. Im Platon gerade war auch Humboldt am meisten belesen. Es war daher wie die Aufgabe einer Seminararbeit, wenn jener ihn bat, den Phädrus zu lesen und dabei die Stellen aufzuzeichnen, bei denen er Schwierigkeiten fände. Und er hielt darauf, daß die Arbeit auch eingeliefert werde. Von Wolf gemahnt, schickte Humboldt am 22. October dieselbe an den Meister ab, und zwar mit der Schüchternheit eines Schülers, mit dem Bekenntniß, „daß er nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genossen habe.“

Ununterbrochen blieben seitdem Lehrer und Schüler in Verkehr. Die durch Wolf erhaltene Anregung wirkte fort. Die klassischen Studien, welche vorher die philosophisch-politischen nur begleitet hatten, wurden in Folge dessen die ausschließlichen. In der Einsamkeit von Auleben, einem zweiten, in der Nähe von Nordhausen gelegenen Gute seiner Frau, wohin sich Humboldt nach dem Erfurter Aufenthalte zurückgezogen hatte, waren bald die Alten seine einzigen Gefährten. Die Erscheinung eines Philologen wie Wolf hatte die Wahl einer Beschäftigung entschieden, zu welcher längst ein innerer Trieb ihn hinzog. Doch so entscheidend wirkte jene Erscheinung offenbar nur deshalb, weil in diesen Studien zugleich Humboldt's ganzes Wesen sich befriedigt fand, weil er durch sie den letzten Zweck seiner Selbstbildung, die Idee vollendeter und allseitiger Menschenbildung am meisten erfüllt fand. Diese Idee verschmolz mit dem Bilde, welches er vom Alterthum bereits in der Seele trug. Aus diesem Grunde faßte und erklärte er den Plan, „daß das Alterthum und vorzüglich das Griechische seine ausschließende Beschäftigung sein solle,“ und in diesem Sinne steckte er sich selbst das Ziel, entwarf er das Programm seiner Studien, entwickelte er den Begriff und Gesicht-

punkt derselben. Als Philolog von Fach zu studiren glaubte er verzichten zu müssen. Seine einmalige Erziehung und Bildung verwehre ihm das. Wie wir indeß seine Individualität bereits kennen: er war überhaupt nicht auf dies oder jenes specielle Studium, auf diesen oder jenen Wissenszweig gerichtet; er erstrebte statt dessen eine allseitige, gleichmäßige und harmonische Bildung, jene Bildung, „welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser oder jener Seite, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht.“ Mit diesem Gesichtspunkt seiner Selbstbildung nun coincidirte durchaus die begeisterte Vorstellung, die er von den Alten und insbesondere von den Griechen gefaßt hatte. Diese eben waren ihm ein Volk von solcher Bildungsform, wie er sie selbst erstrebte. Man kann sich, meinte er, dieselbe nicht besser aneignen, als durch das Studium harmonischgebildeter Menschheit, nicht besser, mit Einem Worte, als durch das Studium der Griechen.

Solche Anschauungen, wie sie Humboldt in einem am 1. December 1792 an Wolf geschriebenen Briefe aussprach, mußten aber nothwendig auch diesen mächtig anregen. Auch Wolf, in je eminentem Sinne er Philolog war, er, der schon bei seinem Eintritt auf die Universität gegen allen Gebrauch darauf bestanden hatte, daß er als „*Studiosus der Philologie*“ immatriculirt werde — auch Wolf war nicht Philolog von Metier. Sein ganzes Streben ging darauf hinaus, das Metier zur Wissenschaft, das Handwerk zur Kunst zu erheben. In einer langjährigen Docententhätigkeit hatte er den Kreis der auf das Studium der Alten bezüglichen Doctrinen immer vollständiger durchmessen, sich selbst und seinen Schülern immer mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der selbständigen Einheit aller dieser Disciplinen verschafft. Zu wiederholten Malen hatte er unter dem Namen einer Encyclopädie und Methodologie der Studien des Alterthums Vorlesungen gehalten, welche in ähnlicher Weise einen Ueberblick über das Ganze der Philologie geben sollten, wie dies für andere Facultätswissenschaften längst der Brauch war. Auch dies indeß genügte ihm nicht. Ohne Unterlaß — um seine eigenen Worte anzuführen — fühlte er sich beunruhigt von dem Wunsche, sich selbst und seinen Zuhörern bestimmtere Rechenschaft zu geben über den allgemeinen Begriff, Gehalt, Zusammenhang und Haupt-

zweck jener Studien, und keine der bis dahin cursirenden Erklärungen über diesen Punkt war im Stande ihn zu befriedigen; dieselben waren alle theils zu einseitig, theils geradezu unwürdig; sie beschränkten entweder die Philologie auf bestimmte einzelne Wissenszwecke oder wollten sie gar zur Dienerinn praktischer, utilitistischer Zwecke herabgesetzt wissen. Offenbar sein eigenster Sinn, sein eignes Gefühl von einer univverselleren Bestimmung und von der höheren Würde der Alterthumswissenschaft war getroffen, wenn dem gegenüber Wilhelm von Humboldt diese Wissenschaft, wie ein freier Mann, ausschließlich um ihrer selbst willen, treiben zu wollen bekannte, wenn er das Leben in derselben mit dem Begriffe der Bildung schlechthin identificirte, wenn er den Menschen in der Harmonie seiner Kräfte für das Object und ebendeshalb für den Zweck dieser Studien erklärte. Offenbar war der Gesichtspunkt, welchen Humboldt als einen eigenen und aparten für seine Beschäftigung mit den Alten aufgestellt hatte, der höchste, der wahrste und der, welcher zum allgemeinen zu werden verdiente. Es kam auf weitere Verständigung an, Beiden gleich erwünscht und gleich interessant. In den Weihnachtsferien von 1792 auf 1793 ist Wolf zum Besuch bei seinem philologischen Freunde in Auloben. Man spricht über Homer und Platon, über die Metrik des Pindar und über den Text der Theogonie; von allen diesen Punkten aber kommt man immer wieder auf das Hauptcapitel, auf die Bedeutung der alten Griechen für unsere heutige Bildung und auf die Frage zurück: zu welchem Ende studiren wir ihre Sprache, ihre Werke, ihre Geschichte? Und doch hat man lange nicht genug davon gesprochen. Wolf ist es, welcher brieflich das Thema von Neuem anregt. Dem tiefen und gründlichen Kenner des Alterthums gegenüber, nimmt Humboldt keinen Anstand, seine Gedanken über den Charakter der Griechen und den Zweck ihres Studiums in einer rasch entworfenen Skizze zu Papiere zu bringen. Es ist die Begeisterung des ersten Anblicks jenes weiten wissenschaftlichen Feldes, was ihm die Feder führt. Nur erst mit den besten und edelsten der griechischen Schriftsteller vertraut, ist seine Vorstellung von griechischem Geiste — er verhehlt es sich selbst nicht — vielleicht zu idealisch gefärbt. Dafür aber ist sein Blick nicht durch das Einzelne gehemmt, beschränkt und zerstreut. Er weiß, daß er über Vieles nur nach einem dunklen Gefühle urtheilt. Desto bestimm-

ter sind seine Gedanken über den Zweck der Bildung überhaupt; seine Beschäftigung mit Philosophie, sein Nachdenken über sich selbst geben nach dieser Seite hin seinen Betrachtungen eine Schärfe und Klarheit, wie sie Wolf noch vergebens erstrebt hatte. Ueber Eins zwar sind Beide bereits einig geworden. Daß die „Kenntniß der alterthümlichen Menschheit“ das letzte Ziel der Alterthumsstudien sei, das waren schon damals Wolf's Worte. Daß diese Kenntniß ihren höchsten Nutzen in der „Bildung des schönen menschlichen Charakters“ habe, das durfte von Humboldt nur ausgesprochen werden, um von Wolf verstanden und gebilligt zu werden. Aber die Aphorismen, welche der Erstere jetzt aufsetzte, griffen noch höher hinauf, führten diese Gesichtspunkte noch tiefer und reicher aus. Die allgemeinere Kategorie nämlich, unter welche die Kenntniß des Alterthums fällt, ist nach Humboldt, „philosophische Kenntniß des Menschen überhaupt.“ Jedem Menschen als Menschen ist diese Kenntniß unentbehrlich, sowohl dem handelnden wie dem mit Ideen beschäftigten, — dem Historiker, dem Philosophen, dem Künstler, dem bloß Genießenden. Dem Handelnden; denn sein Streben muß auf wachsende moralische Vereblung gehn; alle Unvollkommenheiten des Menschen aber lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen. Jenes höhere Studium des Menschen nun zeigt ihm die Totalität: es zeigt ihm ebendeshalb wie jene Mißverhältnisse ausgeglichen, jene Unvollkommenheiten aufgehoben werden können. Aber ebenso dem bloß Genießenden. Genießend sind die Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun — und wer sähe nicht auch hier wieder, daß Humboldt sich selbst charakterisirt? — sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man „durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt“. Erhalten aber kann man diese Freuden nur durch ein scharfes Auffassen des Seins unsrer selbst und Anderer, und dies wieder ist nicht möglich ohne jenes eindringende Studium des Menschen überhaupt. Eben dieses Studium ist sofort Mittel, um andere gleich edle Genüsse —, den ästhetischen Genuß der Werke der Natur und der Kunst —, zu steigern und zu vermehren. Es ist das Mittel endlich, selbst das Gefühl des Unglücks zu mindern; denn „das Leiden wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell: wer das Ganze der Menschheit vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.“ — Durch Be-

trachtungen von so allgemeiner Natur, Betrachtungen, die doch zugleich ganz seiner individuellen Eigenthümlichkeit und Stimmung entsprangen, lenkte Humboldt dann erst in späteren Paragraphen auf die Griechen hin. Jenes philosophische Studium des Menschen nämlich fällt mit dem Studium der griechischen Welt in Eins zusammen. Denn der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist aus lauter einfachen, großen und schönen Zügen zusammengesetzt. Und eben der Mensch — schon in dem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit war dieser Gedanke aufgetreten — der Mensch tritt uns überall bei den Griechen entgegen, während die moderne Zeit die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen hinrichtet. Der individuelle Mensch: denn individualisirt erscheint Alles bei ihnen, ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Dichtung und selbst ihre Philosophie. Der individuelle, und eben deshalb der ganze, zu harmonischer Totalität gestimmte Mensch. Die Griechen waren wesentlich ein ästhetisches Volk. Frühzeitig besaßen sie ein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst. Stets blieb bei ihnen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Gerade diese ästhetische Cultur aber faßt das ganze Wesen des Menschen zusammen, und gerade sie ist somit im Stande, zu einem Correctiv für unsere heutige Bildung zu werden, die durch die Menge ihrer Richtungen von allem Geschmack und Schönheitsgefühl zu entfernen droht.

Leider nur Fragmente der Humboldt'schen „Skizze über die Griechen“ sind es, aus denen wir diese feine Gesichtspunkte zusammenstellen durften. Sie genügen jedoch, um den Geist zu verstehen, in welchem er damals die Alterthumsstudien ergriff, und um das Bild zu zeigen, welches er, bald nach dem Beginne einer eingehenderen Lectüre der Klassiker, von den Griechen mit sich herumtrug. Sie genügen insbesondere, um den Einfluß klar zu legen, welchen Humboldt auf die von Wolf ausgehende Reform der Philologie und vor Allem auf den von diesem aufgestellten Begriff der Alterthumswissenschaft ausübte. Aus Wolf's Händen ging jene Skizze in Dalberg's und Schiller's Hände über. Beide bedeckten die Ränder des Manuscripts mit Glossen. Wolf aber verwandelte die Anschauungen des Freundes ganz in sein freies Eigenthum und benutzte dessen

Winke zur Vertiefung und zur Klärung seiner eigenen. Ihm verdanken wir die Mittheilung jener wenigen Fragmente aus den Humboldt'schen Paragraphen. Vierzehn Jahre später schrieb er seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft.“ Hier bekannte er, wie viel er den mündlichen und schriftlichen Unterredungen des „edlen und trefflichen Genossen seiner philologischen Studien“ (συμφιλολογούντος τινός πρὸς ἡμῶν καλοῦ καγαθοῦ) verdanke; hier gab er einen ausgeführten Text zu einer Anzahl von Stellen aus dem Humboldt'schen Aufsatz, die er als Anmerkungen seine eigene Arbeit begleiten ließ.¹⁾ Die Humboldt'schen Gedanken sind in dieser Arbeit ununterscheidbar mit denen des großen Philologen zusammengewachsen. Die mehr encyclopädische Tendenz des Letzteren hat sich augenscheinlich durch Humboldt's Einfluß zu dem Bestreben geläutert, die philologischen Doctrinen zu einem „organischen Ganzen“ zu vereinigen. Die mehr historische Richtung jenes hat sich durch die Gesichtspunkte dieses mit philosophischen Motiven durchdrungen, so daß es nun gilt, die Kenntniß des Alterthums zu der Würde einer „philosophisch-historischen Wissenschaft“ emporzuheben. In Beidem zwar hat Wolf sein Ziel vielleicht nicht erreicht: der Organismus seiner „Alterthumswissenschaft“ fällt zuletzt wieder zur Tabelle auseinander, und die Schärfe begrifflicher Auffassung geht in den Theilen über der Fülle concreterer Gesichtspunkte wieder verloren. Allein jenes Ziel wenigstens bleibt ausgesprochen und ist ein für allemal hingestellt. Da wenigstens, wo Wolf an den höchsten Punkt seiner Darstellung gelangt, schließt er sich auf's Engste an die „Skizze über die Griechen“ an, macht er mit höchster Bestimmtheit jenen univervellen, echt philosophischen Gesichtspunkt geltend. Da, wo er den Leser das letzte Ziel der Alterthumswissenschaft sehen lassen will, die „Epothe gleichsam des Heiligsten, wie es die Priester von Eleusis nannten“, da definiert er die Alterthumswissenschaft als „Studium der alterthümlichen Menschheit“ und findet den Zweck dieses Studiums in der zu erstrebenden „Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt.“ Um diese möglichst vollständig zu erreichen, „muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang

1) Museum der Alterthumswissenschaft von Wolf und Buttmann Bb. I, daselbst S. 126—129 und 133—137.

gerichtet sein.“ Man muß eine solche Nation wie ein Individuum studiren, und was für Letzteres eine biographische Darstellung leistet, das muß für jene durch ein „Gemälde des ganzen Nationalseins“ geleistet werden. Es versteht sich, daß er sofort im vollsten Einverständnis mit Humboldt eben die Griechen als das rechte Mustervolk für die Kenntniß echter Menschlichkeit hinstellt. Auch da aber, wo er von der Art und Weise eines auf solche Ziele hinggerichteten Alterthumsstudiums redet, drängt sich ihm sichtlich das Bild des ehemaligen Genossen vor die Erinnerung. Er beschreibt das Alterthumsstudium wie Aristoteles die Philosophie beschrieb. Sie ist weniger als die meisten anderen Kenntnisse mittheilbar; sie fördert und belohnt, wie die Philosophie, nur diejenigen, die mit ihrer fortgesetzten Erweckung beschäftigt sind, die sie nicht als Amtsbeschwerde oder Zeitverkürzung, sondern um ihrer selbst wegen betreiben. So betrieben dient sie dann zur Erringung der schönsten Stufe geistiger Bildung: sie nöthigt dazu, unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereiniger Thätigkeit aufzubieten; ihre Frucht ist Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens. Es ist das Selbstgefühl und der Aristokratismus der eigenen Genialität, was sich in diesen Anschauungen ausdrückt: es ist mindestens ebenso sehr die Erinnerung wie an die Worte, so an das wahlverwandte Wesen und die Weise des Freundes.

War aber so die Idee, welche Humboldt unter lebhafter Zustimmung Wolf's von dem Alterthumsstudium gefaßt hatte, so mußte eben sie auch das Programm seiner Beschäftigung mit demselben bilden. Es war ihm zunächst um eine reine und vollständige Kenntniß der Quellen zu thun. Sein Plan war, vor allen Dingen die sämtlichen Hauptschriftsteller der Alten zu lesen, und mehr als das, sie in *succum et sanguinem* zu vertiren. Mit diesem Streben des Eindringens und Sich-Hineinlebens in die Alten, verband sich sodann unmittelbar der immer wiederholte Versuch des Uebersetzens. Mit dem Pindarübersetzen hatte sich überhaupt die Lust am griechischen Alterthum zuerst gemeldet. Je mehr er jetzt unter den Alten lebte, desto häufiger riß ihn der Enthusiasmus für das Gelesene zu Nachbildungsversuchen hin. In allen solchen Versuchen brach nur der Eine Sinn, mit dem er diese Studien betrieb, in gesteigerter Weise hervor. So übersezte er in den nächsten Jahren mehr als Eine pindarische Ode, so mehrere Chöre aus den Cume-

niden des Aeschylus, so gelegentlich ein Stück des Simonides. Ergriffen von der erhabenen Schönheit des Aeschyleischen Agamemnon hätte er schon jetzt, mit der Gunst der Musen, gern die Ehre der Tragödie übersezt. Er trug sich mit einer Uebersetzung des Platonischen Menexenus, mit einer Uebersetzung des Herodot und des Thukydides. Seine Pläne gingen noch weiter. Im ersten Feuer für seine Idee des Alterthumsstudiums wollte er eine fortlaufende Schrift, welche allein der griechischen Literatur gewidmet wäre, herausgeben. Unter dem Titel Hellas etwa, wollte er in ihr eine treue Darstellung des griechischen Alterthums geben. Uebersetzungen und Charakteristiken sollten den Inhalt ausmachen: ihr Zweck sollte die Beförderung eben jener von ihm selbst ergriffenen Weise des Alterthumsstudiums sein. Kenntniß des Griechenthums vom Gesichtspunkte der Kenntniß des Menschen überhaupt war ebenso das Ziel anderer Projecte, welche bald jenes erste verdrängten. Er dachte von weitem an eine Darstellung der griechischen Philosophie, an ein Gemälde der griechischen Denkart und Sitten, er begleitete die Veröffentlichung seiner Uebersetzung eines Cumenidenchors in der Berlinischen Monatschrift¹⁾ mit Winken zur Charakteristik der griechischen Lyrik und der griechischen Religionsideen. Alle diese Pläne jedoch und Ansätze wurden für jetzt durch das Studium als solches zurückgedrängt. Die reine im höchsten Sinne genießende Vertiefung in den Gehalt und die Form griechischer Menschheit war an sich nicht auf Production und Mittheilung gerichtet. Humboldt's Natur war es noch weniger. Nur das Uebersetzen poetischer Stücke, eine Arbeit, in welcher jene Vertiefung und jener Genuß positiv und doppelt sich empfinden ließ, überraschte ihn zuweilen: im Uebrigen gestand er bald, daß ihm „wenig am eigenen Arbeiten, das meiste nur am Studiren“ liege.

Man ist nun vielleicht geneigt, aus alle dem sich die Vorstellung eines ganz und gar dilettantischen Treibens zu bilden. Humboldt's eigne Geständnisse seines nur erst unmethodischen und lückenhaften Wissens führen darauf. Mehr als das. Aus dem Gefühl gerade dieses Mangels, aus Dilettantismus im Grunde, war er auf jenen hohen Gesichtspunkt für das Alterthumsstudium geführt worden, den

1) 1793 Bd. 22. S. 149 ff.; jetzt in den S. W. III. 97 ff.

die kunstmäßige Philologie für sich schwerlich ergriffen haben würde. Die Wahrheit jedoch ist, daß dieser Gesichtspunkt und der Ernst, mit dem er ihn realisirte, ihn vom Dilettantismus alsbald zur gründlichsten und gewissenhaftesten Behandlung seines Thema's fortzog. Wenn Wolf's genaue Gelehrsamkeit sich unter der Anregung Humboldt'scher Ideen zu einem freieren Umblick und zu einem größeren Begriffe der Alterthumswissenschaft erhob, so sah sich Humboldt durch Wolf's Vorbild und Hilfe bald in alles Detail und in alle Mühsal philologischer Specialitäten verwickelt. Strebte er doch überall nach Individualisirung des Allgemeinen, nach Erfüllung des Begriffs durch die ganze, bis in ihre Tiefe erschöpfte Wirklichkeit! War es doch unmöglich, sich in die ächten Formen des Alterthums zu vertiefen und den reinen Geschmack desselben zu schmecken, ohne bis auf seine letzten Elemente zurückzugehen und an diesen die Probe der Richtigkeit zu machen! Gab doch Wolf ein bewunderungswürdiges Beispiel, wie sich mit einer bis zur Mikrologie getriebenen kritischen und grammatischen Sorgfalt eine an Berwegenheit grenzende Genialität und die geistvollste Freiheit der Ansicht verknüpfen lasse! Gleich von Anfang an, als sich Humboldt einen aparteren Standpunkt für seine Beschäftigung mit den Alten ausgesonnen haben wollte, war er doch darum nicht weniger gemeint, „aus allen seinen Kräften nach Gründlichkeit auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. zu streben.“ Wer hätte, an Wolf's Seite arbeitend, diesen Forderungen sich entziehen können oder mögen? Bald sehen wir den Schüler mit dem Meister um die Wette und ganz in der Manier desselben sich um einen richtig interpungirten und echten Text des Hesiod, um die Emendation Aeschyleischer oder Herodotischer Stellen bemühen. Die Idee des Wolf'schen Homer erfüllt ihn ganz, und voll Erwartung sieht er denselben zu einem „Kanon alles Edivens“ werden. Er wirft sich in das Studium der alten Grammatiker, aber freilich, selbst ein so nüchternes Studium regt ihn zu Ideen über den Gang der sprachlichen und der literarischen Entwicklung an. Am tiefsten haftet die Liebe zum Pindar. Es ist die „mit Grazie verbundene Tiefe“ dieser Lyrik, was ihn ergriffen und gefesselt hat. Aber er fühlt, daß dieser Geist unzertrennbar an die Gruppierung der Silbenlängen und Silbenkürzen gebunden ist, daß der volle Genuß des Dichters nur mit der Empfindung der Musik seiner Verse zu haben

ist. So vertieft er sich mit unermüdblichem Fleiße in die Metrik. Auf dem noch wenig geebneten Felde bricht er sich seine eigene Bahn und überwindet die Dornen dieses Studiums mit jener Geduld, die er sich glücklich preist, durch seine juristischen Arbeiten frühzeitig geübt zu haben. Aber die Räthsel der Metrik sind nicht zu lösen ohne einen Begriff von griechischer Musik. Ein Baie in allen musikalischen Dingen muß er sich hier erst mit den Elementen bekannt machen. Er benutzte einen Aufenthalt in Erfurt im März und April 1793, um sich von einem dortigen Organisten im Generalbaß unterweisen zu lassen. Neben den alten Metrikern liest er die alten Musiker. Die Trockenheit dieser Dinge schreckt ihn nicht ab, ihre Feinheit reizt ihn. Je verwickelter die Fragen, desto hartnäckiger und gründlicher geht er ihnen zu Leibe. Er macht es sich zum Gesetz, wie er einmal schreibt, ihnen wenigstens „bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läßt,“ nachzugehen. Seine Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit kommt mit seiner Geduld und seiner Feinheit zusammen, um echte philologische Gründlichkeit zu erzeugen. Denn dem Falschen zieht er das Wissen des Nichtwissens und der Reckheit der Ungenauigkeit die Bescheidenheit eines *οὐκ οἶδα* vor.

Es war Wolffsche Philologie, was Humboldt trieb. Es war das persönliche Verhältniß zu Wolf, was diesem Treiben einen erhöhten Reiz gab. In mehrfacher Hinsicht zwar waren die Beiden verschiedene Naturen. In Wolf's Charakter lag etwas tief Leidenschaftliches, das den älteren Mann jugendlicher erscheinen ließ als den jugendlichen Humboldt, dessen ganzes Wesen ruhige Sanftheit war. Diese Temperamentsverschiedenheit gab auch den intellektuellen Eigenschaften Wolf's eine andere Farbe als denen seines jüngeren Freundes. Man hatte bei jenem mehr als bei diesem den Eindruck der Genialität. Mit göttlicher Sicherheit schien jener die verwegensten Griffe zu thun, während dieser vor aller Verwegenheit zurückscheute und mit gemessener Bedächtigkeit Schritt vor Schritt setzte. Man hätte nicht glauben sollen, daß so viel Hestigkeit und Reizbarkeit in dem Einen sich mit so viel Milde und Weichheit in dem Andern verträge, so viel Vermessenheit mit so viel Blödigkeit, so viel zuversichtlicher Stolz mit so viel zurückhaltender Bescheidenheit. Und in der That sollte die Zeit kommen, wo es der ganzen

maafhaltenden Ruhe Humboldt's bedurfte, um das Uebermaaß der Wolf'schen Natur zu ertragen und den hochfahrenden, krankhaft gereizten Sinn des Mannes zu beschwichtigen. Aber noch war Wolf, in der Kraft der Jahre und in der Lust der rüstigsten, gelingendsten Thätigkeit, ganz im Besitz und in der Herrschaft seines besseren Selbst. Noch begünstigte überdies das Verhältniß des Schülers zum Lehrer die Verträglichkeit so gegeneinandergestellter Charaktere. So viel hatten Beide wieder mit einander gemein. Beide waren auf eine starke Sinnlichkeit und auf das Bedürfniß des Genusses gestellt. Beide verstanden sich auf den Reiz geistiger Genüsse mit einem realistisch geübten Sinne. Sie hatten Beide den gebildetsten Geschmack für das Schöne. Im Suchen nach diesem begegneten sie sich auf dem Boden des griechischen Lebens. Eine reine Liebe zu den edlen Bildungen des Alterthums spannte ihre geistigen Kräfte auf dasselbe Ziel hin. Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fielen mit ihren persönlichen in Eins zusammen. Auf Leben und individuelle Realität richteten sich ihre Studien: in lebendigem und individuellem Verkehr bewegte sich eben deshalb die Gemeinsamkeit dieser Studien. Hier, in der Muße von Humboldt's Landsitz, verlor die Gelehrsamkeit all ihr finsternes und mühseliges Aussehn. Sie umkleidete sich mit allen Reizen des Lebens und färbte sich mit den frischen Farben der Gegenwart. An der Seite einer unendlich anmuthigen und zärtlich geliebten Frau vertieft sich Humboldt in die Gedanken und Empfindungen, in die Formen und Klänge der schönsten Vergangenheit, welche die Geschichte kennt. Die Lebensgefährtin wird ihm zur Studiengefährtin. Sie begleitet ihn überall hin, wo die Wege gebahnter und wo die Ausichten am reizendsten sind. Er liest mit ihr den Homer und den Herodot. Sie wird durch ihn vertrauter mit der Sprache Joniens, und er meint, daß die Geschichte von der Penelope oder Naufikaa aus ihrem Munde doppelt lieblich klinge, und daß er nun erst die kluge Naivetät des alten Geschichtenerzählers recht verstehe. Indeß er sich den Pindar und den Thukydides zur Aufgabe stellt, mag ihr vielleicht später ein deutscher Herodot gelingen. Vom Griechischen will sie alsbald auch an's Lateinische, und Humboldt mag ihr nicht wehren, wenn sie nichts Schlechteres als Ovid's Metamorphosen zu ihrem Elementarbuch wählt. Für den Hallischen Freund gar, wenn er nur seinen Besuch wiederholen wollte, macht sie sich anheischig, Stellen

im Homer aufzufuchen, wie er es mir irgend verlange.¹⁾ Welch' ein Zusammenleben giebt das, wenn Wolf sein Museum und Auditorium nach Auleben verlegt! Caroline von Dacheröden kannte er längst aus ihrem väterlichen Hause, ehe er in ihrem Manne einen so treuen Freund und Studiengenossen fand. Wenn er mit den Beiden über Homer und die Griechen schwatzte, mochte er gern seine Studenten vergessen. Auch arbeiten konnte er in Auleben, und wenn er auch nicht alle seine Bücher da um sich hatte, so gab es doch eine kleine auserlesene Bibliothek, die er selbst zur „Tafelbibliothek“ gekauft hatte. Für gewöhnlich freilich mußte der schriftliche Verkehr den mündlichen ersetzen. Einmal oder gar zweimal wöchentlich schrieben sich die Freunde. Es ist das Gefühl der innigsten und dankbarsten Freundschaft, welches im stets gleichgehaltenen Tone in den Briefen Humboldt's sich ausspricht. Man kann nicht anerkennender, bescheidener, unterordnender reden. Man kann nicht reiner mit dem Verhältniß der Schülerschaft das Verhältniß der Freundschaft verbinden, die sich des eigenen Werthes und der Gleichberechtigung bewußt ist. So aufrichtig und wahr ist die Empfindung der Ergebenheit und Anhänglichkeit, daß sie sich Aufrichtigkeit und Wahrheit zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Auf dieser Wahrhaftigkeit beruht von Humboldt's Seite das ganze Verhältniß. Schlechterdings entscheidend, so schreibt er einmal, sei ihm Wolf's Urtheil „nicht eigentlich entscheidend“ — fügt er hinzu — „in Absicht der Sache; denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter sein lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, daß Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen.“ Und mit dieser Wahrhaftigkeit hängt das rein objective Interesse an den wissenschaftlichen Dingen zusammen, um welche ihr Briefwechsel sich dreht. Er selbst ist ausschließlich von diesem Interesse erfüllt. Die gleiche von aller Rücksicht auf Ruhm und Gewinn entfernte Gesinnung, die gleiche Liebe zur Wissenschaft um der Wissenschaft willen glaubt er bei Wolf gefunden zu haben. Darum

1) Vergl. außer den Stellen in den Briefen an Wolf: Humboldt an Caroline von Wolzogen in deren literarischem Nachlaß II. 4.

vor Allem ist er so glücklich, demselben so nahe gekommen zu sein, und darum wird er nicht müde, ihn des Genusses zu versichern, den dieser wissenschaftliche Briefwechsel ihm gewähre. Eben darin, in der That, liegt der Reiz dieser Briefe auch für jeden Dritten. Etwas anderes scheint eine Discussion über gelehrte Fragen, auch unter Fremden, und etwas anderes wieder ein freundschaftliches Geplauder, auch unter Gelehrten, zu sein. Beides vielmehr geht hier durchaus nebeneinander, ja Beides ist Eins und dasselbe. Der Ausdruck persönlicher Empfindungen, der Bericht über familiäre Ereignisse und Zustände wechselt sich ab mit Erörterungen über Lesarten, mit Anfragen über den Sinn oder die Construction einer schwierigen Stelle. So bezeichnend nennt sich Humboldt Wolf's „griechischen Freund,“ so im eigensten Sinne ist dies eine philologische Freundschaft, daß Worte und Accente in derselben Weise den Gegenstand der Unterhaltung bilden, wie sonst nur Gefühle und Interessen der allerpersönlichsten Art. Die gelehrtesten Themata werden zum Stoff des bequemsten Geplauders. Humboldt berichtet über seine Studien und seine Fortschritte wie über häusliche Angelegenheiten. Er erbittet sich die Meinung des Freundes bald über einen Verbesserungs-, bald über einen Erklärungsversuch. Es beglückt ihn, wenn dieser ihm aus der Fülle seines Wissens, je nach dem Wechsel seiner Beschäftigungen, eine philologische Notiz, einen Wink, eine kritische oder grammatische Glosse zukommen läßt. Möchte ihm Wolf nur recht viele solche „quodlibetartige Briefe“ schreiben! Eben recht, wenn er ihm die momentanen Abfälle seiner Studien mittheilt, damit er so gleichsam unmittelbar an denselben Theil nehmen dürfte! Alles so Mitgetheilte wird von dem lernbegierigem Manne sorgfältig aufbewahrt. Er trägt es in ein eignes Buch ein, welches den Titel „Wolfiana“ führt, und er versteht dieses Buch, auf gut philologische Art, zu seinem und des Freundes Gebrauch mit einem Index.

Aberthhalb Jahre fast lebte Humboldt in dieser Weise seinem philologischen Studien-, seinem neuen Bildungs- und Lebensplan, im Verkehr mit Wolf und mit den Alten. Ganz ausschließlich und ununterbrochen während seines Aufenthalts in Auleben bis Anfang März 1793. Um diese Zeit begab er sich zu einem längeren Aufenthalt bei seinen Schwiegereltern nach Erfurt, und hier freilich ließen es die Störungen in seiner Familie und die Anwesenheit des Dur-

fürsten nur wenig zu griechischer Lectüre kommen. Nur der Pindar ward auch unter den „unseligen Erfurter Zerstreungen“ nicht vergessen, um des Pindars willen alte und neue Musik studirt. Um so dankbarer war er für Wolf's fortgesetzte philologische Mittheilungen, um so mehr freute er sich der größeren Muße, die er zu deren Beantwortung seit dem Mai in Tegel wiederfand. Auch hier gab es unvorhergesehene Abhaltungen und Zerstreungen, aber den ganzen Vormittag wenigstens durfte er meist „den Graeculis“ widmen. Ueber Dresden reiste er endlich im Herbst nach Auleben und von Auleben nach Burgörner zurück. Ein Weihnachtsbesuch bei Wolf in Halle entschädigte ihn vollends, und die Griechen kamen nun während des Burgörner Winters fast ganz wieder wie in Auleben zu ihrem Rechte. Selbst während aller dazwischen getretener Ablenkungen und Unterbrechungen aber hatte es ihm festgestanden, daß er den Alten und nur den Alten angehören wolle. Ferner und ferner rückte ihm das Interesse an den politischen Dingen. Kaum daß die Lectüre der Genzischen Bearbeitung von Burke's „Betrachtungen“ oder die Hinrichtung des französischen Königs ihm eine flüchtige Erwähnung ablockte. Nun erst schmeckte er die Muße, die er sich selbst geschaffen. Im Genuß des griechischen Geistes spann er sich tiefer und tiefer in den Genuß geschäftloser Zurückgezogenheit, in den Quietismus des Privatlebens ein. „Mit jedem Tage,“ schrieb er von Erfurt aus an Wolf, „fesselt mich das Studium der Griechen mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“ In der Contemplation des schönsten vergangenen Lebens ward aller Sinn für das thätige Leben in der Gegenwart wie von einem Zauber befangen, ward selbst alle theoretische Theilnahme an den praktischen Fragen in Schlummer gewiegt. Er hatte Wolf sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt; dieser hatte darauf von dem Druck desselben gesprochen und ein Wort über die Rückkehr Humboldt's zur Politik fallen lassen. Humboldt wies Beides in eine ungewisse Zukunft. Denn das — so schrieb er von Tegel aus — „sei keine Zeit, in welcher der ruhige und namentlich der so

blos theoretische Schriftsteller auf Verständniß rechnen dürfe. Die Frage aber, ob er je zur Politik zurückkehren werde, möge er nicht bejahen. Die Griechen absorbirten ihn ganz.“ Ja, über dem Studium und der Contemplation versiegte selbst die Lust und der Trieb zu schriftstellerischer Production. Schon dies führte ihn zu sehr an die Deffentlichkeit, die er scheute, und nöthigte sein beschauliches Wesen zu einer Spannung, die ihn störte. Ein Project nach dem anderen, wie wir bereits hörten, ward zurückgenommen. Endlich alle bis auf das Pindarübersetzen. „Ueberhaupt“ — so wiederholt er noch am Ende dieser Periode — „bin ich nicht productiv jetzt, und alle meine Pläne sind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit sie zu vollenden hinreicht. Indeß aber vergeht doch das Leben schön und leicht, und mir war's nie um die Werke sonderlich zu thun.“¹⁾

1) An Caroline von Wolzogen, in deren literarischen Nachlaß II. 4.